

Komponenten einer Grundsituation erfaßt? Mir scheint, daß über Hunde mit „abnormem“ Paarungsverhalten zu schnell der Stab gebrochen wird. So auch von Schlegler/Stur, die in ihrem Buch „Hundezüchtung“ auf Seite 203 vorschlagen:

„Da aber gerade diese Verhaltensstörungen hoch heritabel sind, sollten solche Tiere konsequent aus der Zucht ausgeschlossen werden, wenn nicht ohnehin bereits die Art der Verhaltensstörung selber eine Fortpflanzung ausschließt (z.B. Störungen des Sexualverhaltens).“

Mir ist der Ausdruck „hoch heritabel“ ein wenig zu dramatisch. Ginge es vielleicht präziser? Nehmen wir ein Beispiel zum Regressionskoeffizienten aus Beuings „Zuchtstrategien“ auf Seite 40. Da heißt es:

„Ist man an der Heritabilität der Selbstsicherheit (bzw. Ängstlichkeit) interessiert, geht man folgendermaßen vor: Aus den Aufzeichnungen der letzten Jahre werden folgende Paarungen herausgesucht: Paarungen von selbstsicheren Rüden (Beschreibung 4, selbstsicher, freundlich) mit Hündinnen der Einstufung 3 (reserviert). Der Elterndurchschnitt ist 3.5. Paarungen von selbstsicheren Rüden (4) mit Hündinnen der Einstufung 4, der Elterndurchschnitt ist 4. Nehmen wir an, die durchschnittliche Einstufung der Nachkommen aus den reservierten Hündinnen sei 3.7 und die der Nachzucht aus den selbstsicheren Hündinnen sei 3.9, dann unterscheiden sich die Nachkommen um 0.2 Punkte. Eine Verbesserung der Mütter um einen Punkt führt zu einem Selektionserfolg von 0.2 Punkten. Da die Väter beider Nachzuchtgruppen gleich waren, ist die Differenz der Elterndurchschnitte nur 0.5 Punkte.

$$h^2 = \frac{\text{Differenz der Nachkommendurchschnitte}}{\text{Differenz der Elterndurchschnitte}}$$

In diesem Fall ergäbe sich  $h^2 = 0.2 / 0.5 = 0.4$ , was auf eine 40 %ige Erblichkeit hinweist. Diese recht einfache Methode ist hier nur auf dieses Notenintervall 3 bis 4 begrenzt. Statistische Verfahren stehen zur Verfügung, um die Reaktion (Regression) der Nachkommen auf die Veränderung der Eltern zu berechnen. Solche Regressionskoeffizienten sind dann Basis für die Schätzung der Heritabilität.“

Von „hoch heritabel“ zu reden, wie Schlegler/Stur dies tun, ist wohl nur zulässig, wenn man sich und/oder den Leser der Mühe enthebt, den Erblichkeitsgrad zu quantifizieren.

Und auf Seite 205 geben Schlegler/Stur ein weiteres Beispiel, wie einseitig-genetisch sich Verhaltens-Tatbestände betrachten lassen:

„Jedes Jahr zu Silvester, wenn die Begeisterung über den Beginn des neuen Jahres in Böllern und Raketen ihren Ausdruck findet, stehen zahllose Hundebesitzer vor dem Problem, einen völlig verstörten Hund beruhigen, wenn nicht sogar suchen zu müssen, da es leider immer wieder passiert, daß der Hund kopflos das Weite gesucht hat und verschwunden oder überfahren ist. Grundsätzlich besteht zwischen dieser „Silvesterhysterie“ und einer fehlenden Schußfestigkeit kein Unterschied, sodaß beide Wesensmerkmale züchterisch gleich behandelt werden müssen.“

Das geht mir zu schnell, das ist zu monokausal genetisch gedacht. Wer Gaston Phébus vom Wunderhorn kennt, weiß genau, daß dieser Hund wohl ein temperamentvoller, aber nie ein nervöser Hund war. Und bis zu einer bestimmten Silvesterfeier, vor der er schon viele andere Silvesterfeiern - auch mit Böllern und Raketen - in aller Ruhe erlebt hatte, hatte dieser Hund keine Schußangst. Erst als bei besagter Feier eine „Rakete“ direkt vor ihm explodierte, war es um seine Schußfestigkeit geschehen.

Wenn Schlegler/Stur schreiben, daß

„akustische Überempfindlichkeit(...) Hand in Hand geht mit einer allgemeinen leichteren Erregbarkeit der Hunde, sodaß bei allen nervösen Hunden der Verdacht einer akustischen Überempfindlichkeit naheliegt“ (S. 205),

so gilt dies doch wohl nicht für den Pyrenäen-Schäferhund, dessen Beinah-Vernichtung im 1. Weltkrieg gelungen wäre, eben weil diese Rasse keine Schußangst kannte, obwohl sie von allgemein leichterer Erregbarkeit ist: eine im Fall unserer Rasse unzulässige Korrelation äußerer Verhaltenselemente durch Schlegler/Stur. Schußangst halte ich außerdem nicht grundsätzlich für etwas Unnatürliches; es täte auch den Menschen gut, wenn sie schußscheu wären, um gewisse problematische Formen der Auseinandersetzung (z.B. nicht nur auf dem Balkan, sondern auch an vielen anderen Orten dieser Erde) vermeiden zu können.

Die monokausale, einseitig genetische und vorschnelle Erklärung von komplexen Zusammenhängen ist nicht sehr hilfreich zum Verständnis der Situationen, in die ein Hundezüchter von seinem Rüden oder von seiner Hündin gebracht werden kann.

Nehmen wir z.B. eine Hündin, die eine drei- oder noch mehrstündige Anreise im Auto zum Deckrüden hinter sich hat. Die nicht an die Umwelt des Deckrüden gewöhnt ist. Die den Deckrüden nicht kennt, mit ihm nicht vertraut ist (als ständigem Lebensgenossen und Spielgefährten). Die dem Rüden ohne Entspannungsspaziergang präsentiert wird. Ist es nicht normal, daß eine Hündin unter solchen Umständen eben nicht ohne weitere Umschweife zu ei-

nem „normalen“ Paarungsverhalten gelangt? Natürlich müßte man auch hier meiner übergroßen Verständnisbereitschaft wohl legitimierte Grenzen ziehen. So ist die harsche Aburteilung der Bullterrier-Hündinnen durch Schlegler und Feddersen-Petersen - wie ich sie im folgenden darstelle - in weiten Bereichen nachvollziehbar. Aber eben in einigen Bereichen doch auch zu restriktiv.

Der Mangel auch anderer Arbeiten zu diesem Thema der Verhaltensabweichung liegt also darin, daß die Verhaltensstörungen nur an einem sehr engen Maßstab von Normalität diskutiert werden, der dazu führt, daß einige Komponenten der Situation als unwesentlich ausgeklammert werden, die aber für die betroffenen Hunde eventuell doch sehr wesentlich sein können. So z.B. D. Feddersen-Petersen in ihrem bereits zitierten Buch „Hunde psychologie“ auf den Seiten 78 bis 86. Sie zitiert aus A. Schleglers Dissertation über die „Geschichte und Entwicklung des Bullterriers“ (Wien, 1983) einige angeblich rassespezifische Verhaltensstörungen dieser Kampfhund-Rasse:

„Das normale Paarungsverhalten der beobachteten Tiere ist gestört, da sich viele Hündinnen nicht bzw. nicht am richtigen Tag decken lassen, sie vielmehr den deckbereiten Rüden angreifen. (...) Durch Senkung der Reizschwelle zur Auslösung von Kampfverhaltensweisen wurde somit der arterhaltende (hier besser: rasseerhaltende) Paarungstrieb zurückgedrängt.“

Feddersen-Petersen übernimmt Schleglers Darstellung, auch seine monokausale, rein genetische Erklärung des Tatbestands. Was an D. Feddersen-Petersens Argumentation zuerst irritiert, ist die Tatsache, daß sie in diesem für ihre Argumentation äußerst wichtigen Bereich keine eigenen Beobachtungen vorbringt, sondern sich auf die Beobachtungen anderer verläßt. Das hindert sie nicht daran, aus dem von Schlegler Berichteten spekulative Konsequenzen zu ziehen. Ferner irritiert in einem noch erheblich höheren Ausmaß, daß sie sich nicht der Mühe unterzieht, Umweltfaktoren für diese negative Überformung des Paarungsverhaltens von Hündinnen in ihrer Diagnose ausdrücklich auszuschließen. Das wäre vielleicht sehr schwierig, aber dennoch als Versuch unerläßlich.

Und noch eins irritiert gewaltig: Was hier zum Vorwurf wird, nämlich die Überformung eines Anteils des hündischen Verhaltensrepertoires, wird anderswo von der Autorin berechtigt eingefordert: Der Hund muß sich an seine Umwelt anpassen. Natürlich mögen die Verhaltensabweichungen der Bullterrier-Hündinnen extrem sein, vor allem im folgenden Gang der Argumentation von D. Feddersen-Petersen (S. 79) hat diese Rasse mit den Pyrenäen-Schäferhunden keine Gemeinsamkeiten. Aber Veränderun-

gen im Paarungsverhalten sind bei einigen Pyrenäen-Schäferhündinnen ebenfalls zu beobachten, und zwar nicht ausschließlich bei Erstlings-Hündinnen, sondern auch bei erfahrenen Tieren, die sich für den ersten und auch zweiten Wurf problemlos decken ließen, aber für den dritten Wurf, zumindest bei diesem Rüden, nicht bereit waren.

Feddersen-Petersen hat vordergründig durchaus recht, wenn sie schreibt:

„... dieses Defizit im Sozialverhalten ist unbiologisch und müßte mit geeigneten züchterischen Methoden angegangen werden.“ (S. 78)

Aber ist nicht zuerst eine genaue Analyse erforderlich wie bei den „hygienischen“ und den „nichthygienischen“ Bienen? Ist nicht vorher noch der Versuch einer Differenzierung in angeborenes und erworbenes Verhalten nötig? Das ist mir alles etwas zu hemdsärmelig dahergeschrieben. Man und frau machen es sich etwas zu einfach.

Im folgenden Kapitel tönt Feddersen-Petersen dann sehr viel ausgewogener. So bedürfe die Unterscheidung „angeboren oder erworben“ genauer Kenntnisse der Entwicklung und der Lebenssituation des betreffenden Hundes, auch Organkrankheiten könnten das Verhalten eines Hundes deformieren. Sie fordert bei verhaltensgestörten Hunden eine genaue tierärztliche Untersuchung. Völlig richtig! Nur kollidiert diese Einsicht dann wieder mit ihrem Einverständnis, das sie für die „Wesentests“ aufbringt. Denn der von Dr. Willi vorgestellte „Wesentest“ kann auf all diese Vor-Untersuchungen verzichten, da er ja über die göttliche Gabe der Intuition des „Wesensrichters“ verfügt.

Positiv an Feddersen-Petersen fällt aber auch auf, daß sie sehr auf Rassespezifisches abhebt: bei ihr gibt es nicht das Wesen an sich - wie bei Dr. Willi -, sondern Störungen im rassetypischen Verhalten. Diese Störungen können, wie sie zugibt, bei anderen Rassen wieder als völlig normales Verhalten angesehen werden.

Irritierend ist dann aber wieder die Einseitigkeit, mit der besonders instinktfeste Hunde abqualifiziert werden:

„Häufig aber zeigen sich Hunde bei bester Aufzucht und Haltung als kaum anpassungsfähig und ihre „Nervenschwäche“ macht sie zu „Neurotikern“, wo andere Hunde völlig normal reagieren.“ (S. 86)

Unter „Neurotikern“ stelle ich mir etwas ganz anderes vor als das, was Feddersen-Petersen nun anführt. An Beispielen nennt sie zunächst Foxterner, die Lichtreflexen nachjagen: in den Augen der Autorin ein gestörtes Beutefangverhalten. Kennzeichnend sei hierbei das zwanghaft Übersteigerte in der Ausföhrung des Verhaltens. Man erklärt diese Störung